Glanzlichter der Wissenschaft

Ein Almanach

*herausgegeben
vom Deutschen Hochschulverband*

LUCIUS
" **LUCIUS**

Gregor Schöllgen

Die Dienstleister

Von den Aufgaben der Geisteswissenschaften in der modernen Welt

Wissenschaftler sind Dienstleister. Sie versorgen die Gesellschaft, die sie alimentiert, mit dem Wissen, das diese Gesellschaft unter den sich ständig ändernden Gegebenheiten braucht, um eine Zukunft zu haben. Das gilt auch für die Geisteswissenschaften, die immer dann Konjunktur haben, wenn es darum geht, Orientierung zu geben und Sinn zu stiften. Und das ist vor allem in Zeiten der Krisen und Verwerfungen der Fall. Eigentlich verdanken die Geisteswissenschaften schon ihre Entstehung und Organisation als Interessenverbund einer Krise, genauer gesagt einer Doppelkrise. Die eine war eine Krise der Zeit. Die andere Krise war ihre eigene, eine Identitätskrise.

I.

Jedenfalls war es kein Zufall, dass die Vertreter unterschiedlicher Fächer und Methoden in dem Augenblick den Schulterchluss suchten, als sich die Naturwissenschaften und die Mathematik aus ihrer traditionellen Verankerung in den Philosophischen Fakultäten zu lösen und eigene, zudem sehr erfolgversprechende Wege einzuschlagen begannen. Der Prozess, der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einsetzte, verlief weder einheitlich noch linear. In einigen Fällen kam es zunächst zur Gründung einer mathematisch-naturwissenschaftlichen Abteilung innerhalb der Philosophischen Fakultät, in anderen wurde die Einrichtung einer eigenen mathematisch-naturwissenschaftlichen Fakultät erst nach dem Zweiten Weltkrieg abgeschlossen. Die Erlanger Fakultäten vollzogen die Trennung übrigens 1929.

Die Antwort auf die Frage, warum die Naturwissenschaften zu neuen, eigenen Horizonten aufbrachen, ist nicht mein Thema. Festzuhalten ist aber doch, dass die revolutionären Entwicklungen, namentlich in der Medizin und der Technik, aber auch in der Chemie und der Physik, den direkt oder auch indirekt beteiligten Wissenschaften eine enorme Konjunktur und mit ihr ein beträchtliches Selbstbewusstsein bescherten – und die übrigen Disziplinen in erhebliche Bedrängnis brachten.

Max Weber, einer der Pioniere der deutschen Soziologie und zugleich einer der prominentesten Teilnehmer an der zeitgenössischen Diskussion über den Standort und die Methodologie der sich formierenden Geisteswissenschaften, sprach 1909 vom „maßlosen Hochmut [...], mit welchem Vertreter der Naturwissenschaften auf die Arbeit anderer (namentlich: historischer) Disziplinen, die anderen methodischen Zielen entsprechend andere Wege gehen müssen, zu blicken pflegen“, und fügte hinzu: „Es kommt keinem Historiker, Nationalökonom oder anderen Vertretern ‚kulturwissenschaftlicher‘ Disziplinen heute die Anmaßung bei, den Chemikern oder Technologen vorzuschreiben, was für eine Methode und welche Gesichtspunkte sie anzuwenden hätten. Dass sich die Vertreter dieser Disziplinen nachgerade ebenso zu bescheiden lernen, – dies ist Voraussetzung fruchtbaren Zusammenarbeitens“.

Der choleriche Ausfall Max Webers lässt nicht nur mit Händen greifen, wie sehr sich die Nicht-Naturwissenschaften in der Defensive, wenn nicht gar in einem Rückzugsgefecht befanden, er zeigt auch, dass sich ihre Vertreter nicht einmal darüber einig waren, wie sie das Boot nennen wollten, in dem sie notgedrungen gemeinsam Platz genommen hatten: Jedenfalls war der Name „Geisteswissenschaften“ nicht unumstritten, sondern stand in Konkurrenz zu „Kulturwissenschaften“ oder auch „historische Disziplinen“ beziehungsweise schlicht „Geschichte“. Dazu gleich noch ein Wort.

Webers Angriff auf die „rein naturwissenschaftlich geschulten“, „Wechselbälge“ zeugenden „Technologen“ dokumentiert aber auch, dass an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert von einem Kosmos der Wissenschaften, gar von einem alle Disziplinen verbindenden Wissenschaftsverständnis keine Rede mehr sein konnte. Kaum etwas zeigt das deutlicher als der Versuch, die herausragenden Gelehrten der Zeit in einer großen Kraftanstrengung mit einem Selbstportrait ihrer Disziplinen doch noch einmal unter einen Hut zu bringen.

Paul Hinneberg – studierter Staatswissenschaftler und Philosoph, zeitweilig Mitarbeiter des Historikers Leopold von Ranke, wissenschaftlicher Herausgeber von Beruf und Wissenschaftsorganisator aus Leidenschaft – hatte die Idee zu diesem Jahrhundertwerk. Auf fast 60 Bände angelegt, sollte die „Die Kultur der Gegenwart“ die „Verbindungsfäden“ sichtbar machen, welche die „Betätigungen auf den verschiedensten Gebieten menschlichen Denkens und Schaffens, in Religion und Wissenschaft, in Kunst und Technik, in Staat und Gesellschaft, in Recht und Wirtschaft zur Einheit der modernen Kultur verknüpfen“.

Die Anlage des monumentalen Unternehmens, das nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges ins Stocken geriet und nie zu Ende geführt wurde, lässt erkennen, wie sehr die „geisteswissenschaftlichen Kulturgebiete“ inzwischen ins Hintertreffen geraten waren: Auf zwei Abteilungen – „Religion und Philosophie, Literatur, Musik und Kunst“ sowie „Staat und Gesellschaft, Recht und Wirtschaft“ – verteilt, waren ihnen 14 beziehungsweise zehn Bände vorbehalten, den „technischen Kulturgebieten“ hingegen 15 und den „mathematischen, naturwissenschaftlichen und medizinischen Kulturgebieten“ sogar 19 Bände.

Dass die Geisteswissenschaften damit schon in ihrer Formationsphase im Hintertreffen waren, hatte neben anderen einen simplen, aber für diese Spezies charakteristischen Grund – ihren Hang, das Wesentliche, in diesem Fall die naturwissenschaftliche und technische Konkurrenz, aus den Augen zu verlieren und einen internen Streit um Begriffe vom Zaun zu brechen: Wie wollte man das Boot taufen, in dem man notgedrungen zusammengedrückt war, ohne im Übrigen immer in die gleiche Richtung zu rudern?

Dabei gab es eine klare Vorgabe. Der Philosoph Wilhelm Dilthey hatte zwar nicht den Begriff erfunden – dieses Verdienst kommt dem Übersetzer von John Stuart Mills wegweisender Logik zu, der aus „moral science“ „Geisteswissenschaften“ machte. Wohl aber hatte Dilthey 1883 eine „Einleitung“ in diese und mit ihr eine Definition der „Geisteswissenschaften“ vorgelegt: Das „Ganze der Wissenschaften, welche die geschichtlich-gesellschaftliche Wirklichkeit zu ihrem Gegenstande haben“, wollte Dilthey so bezeichnet wissen.

Der Vorschlag war plausibel, setzte sich auch langfristig durch. Kurzfristig trat er freilich unter den Gelehrten einen Streit los, von dem man sich nicht erst heute fragt, warum und worum er eigentlich geführt worden ist. Jedenfalls kamen schon den Beteiligten Zweifel. So auch dem Philosophen Heinrich Rickert, einem der Hauptkombattanten an der Doppelfront zu den Protagonisten der „naturwissenschaftlichen Begriffsbildung“ einerseits und den Gegnern des Begriffs „Kulturwissenschaften“ andererseits, für den er sich ins Zeug legte.

„[...] während die Männer der Naturwissenschaften“, gab Rickert 1899 zu Protokoll, „niemals im Zweifel sein werden, wie das Band heißen soll, das sie zusammenhält, stellt sich bei der anderen Gruppe, wenigstens was die Meinung der Einzelforscher betrifft, nicht ohne weiteres auch eine Bezeichnung für die gemeinsame Tätigkeit ein. Dieser Mangel eines allgemein üblichen und anerkannten Namens legt die Frage nahe, ob ihm nicht der Mangel eines eindeutig bestimmten Begriffes entspricht“.

Einig war man sich immerhin, so Rickert, dass „die Spezialwissenschaften in zwei Hauptgruppen zerfallen“ und dass ihre Vertreter jeweils „durch gemeinsame Interessen untereinander verbunden“ waren. Einig war man sich auch, dass die eigene „Hauptgruppe“ alle Vertreter beheimatete, die nicht in den technischen, mathematischen, naturwissenschaftlichen und medizinischen „Kulturgebieten“ zuhause waren, um mit Hinneberg zu sprechen. Und einig war man sich schließlich über die gemeinsame Aufgabe: Es gehe, hatte Wilhelm Dilthey in seiner „Einleitung in die Geisteswissenschaften“ gesagt, um die „Erkenntnis der Kräfte, welche in der Gesellschaft walten, der Ursachen, welche ihre Erschütterungen hervorgebracht haben, [und] der Hilfsmittel eines gesunden Fortschritts, die in ihr vorhanden sind“.

Je heftiger diese Erschütterungen wurden, je mehr sich abzeichnete, dass die „Hilfsmittel“ eines ursprünglich „gesunden Fortschritts“ ihrerseits zu jenen Erschütterungen beitrugen, je schwerer – mit einem Wort – die Krise der europäischen Gesellschaften wurde, um so größer wurde der Erklärungs- und Aufklärungsbedarf der Zeitgenossen. Der gerade ins Leben gerufene Interessenverbund der Geisteswissenschaften hatte Konjunktur. Und die war so gut, dass seine Vertreter, als sie sich plötzlich in der Rolle von Dienstleistern wiederfanden, nicht einmal mehr Gelegenheit hatten, darüber nachzudenken oder gar zu streiten, ob sie dem Publikum nun als „Geisteswissenschaftler“, als „Kulturwissenschaftler“ oder auch als Vertreter „historischer Disziplinen“ Rede und Antwort standen.

Der Vollständigkeit halber sei gesagt, dass sie den Marsch in den Ersten Weltkrieg, der schließlich weit mehr als eine militärische Katastrophe war, nicht aufzuhalten vermochten – weil sie es

nicht konnten, und weil sie es nicht wollten. Wohl die meisten Repräsentanten der jungen deutschen Geisteswissenschaften stellten sich, jedenfalls anfänglich, in den Dienst des Krieges, weil sie in ihm langfristig eine Festigung von Deutschlands Rolle in der Welt und kurzfristig die Erfüllung ihrer Hoffnung auf ein reinigendes Gewitter sahen, die sie mit der Mehrzahl der Deutschen teilten.

Bekanntlich kam es dann anders als gedacht und erhofft. Nicht der rauschende Sieg stand am Ende eines mehr als vierjährigen Ringens, sondern die bittere Niederlage, eine neuerliche Krise – und mit ihnen der Ruf nach Erklärung und Orientierung. Daran hat sich auch in den folgenden Dezentennien nichts geändert, schon weil aus dem 20. Jahrhundert ein Jahrhundert der Krisen, der heißen und der kalten Kriege und nicht zuletzt rapider Umbrüche aller Art geworden ist.

Alles deutet darauf hin, dass es auch im angebrochenen 21. Jahrhundert und auf nicht absehbare Zeit dabei bleiben wird. Kein Wunder, dass die Dienstleister Konjunktur haben wie selten zuvor. Auch deshalb befinden sich die Geisteswissenschaften heute in einer Situation, die durchaus derjenigen vergleichbar ist, in der sie vor mehr als einem Jahrhundert als Interessenverbund das Licht der Welt erblickten.

II.

Gewiss, die institutionellen Rahmenbedingungen haben sich dramatisch geändert. Die Hochschulen, der klassische Ort geisteswissenschaftlicher Arbeit, sind von Eliteanstalten zu Institutionen für die Massenausbildung geworden. Gab es um die Jahrhundertwende in Deutschland 31 Universitäten und Technische Hochschulen, sind es heute 81, die Fachhochschulen nicht mitgerechnet. Zählten die Philosophischen Fakultäten – einschließlich der naturwissenschaftlichen Fächer und der Mathematik – zu Beginn des 20. Jahrhunderts im gesamten Deutschen Reich knapp 3 800 Studenten, so waren zu Beginn des 21. Jahrhunderts allein an der bisherigen Erziehungswissenschaftlichen, der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen sowie den beiden Philosophischen Fakultäten der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg beinahe 13.700 Studierende eingeschrieben.

Schon weil die übrigen Fakultäten vergleichbare Entwicklungen verzeichnen, befinden sich die Geistes- und Sozialwissenschaften – als welche sie zum Beispiel von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) geführt werden – einmal mehr oder immer noch in einem harten Wettbewerb mit den Naturwissenschaften, mit den bei der DFG so genannten Lebenswissenschaften, allen voran der Medizin, sowie mit den Ingenieurwissenschaften, also den technischen Fächern. Das gilt für ihre Reputation, es gilt für ihre öffentliche Wahrnehmung, und es gilt unter anderem deshalb auch für die Ressourcen, die ihnen für die Forschung und damit auch für die Außendarstellung zur Verfügung stehen.

Nun sind es in der Regel die gleichen Töpfe, aus denen die einen wie die anderen Wissenschaften ihre Mittel beziehen – allen voran öffentliche Gelder wie die Hochschuletats oder auch die Ressourcen der DFG, die ihrerseits ganze 0,1 Prozent ihres Budgets von immerhin gut 1,4 Milliarden Euro mit „Zuwendungen aus dem privaten Bereich“ bestreitet: Im Zahlenwerk der DFG belegen die Geistes- und Sozialwissenschaften – einschließlich der Wirtschafts- und der Rechtswissenschaften sowie der Theologie – mit knapp 15 Prozent der bewilligten Mittel den letzten Platz hinter den einsam führenden Lebens- sowie den Natur- und Ingenieurwissenschaften.

Allerdings reichen die öffentlichen Ressourcen längst nicht mehr aus, um den wachsenden Appetit sämtlicher Disziplinen zu befriedigen. Daher richtet sich ihr begehrtlicher Blick zunehmend auf Stiftungen aller Art sowie in immer stärkerem Maße: auf die Wirtschaft. Das gilt vor allem für die Natur-, die Ingenieur- und die Lebenswissenschaften; es gilt aber in zunehmendem Maße auch für die Geistes- und Sozialwissenschaften.

Das ist gut und richtig so. Einmal ist es dem steuerzahlenden Publikum immer schwerer zu vermitteln, warum öffentliche Institutionen wie Lehrstühle, Institute oder Fakultäten Mittel von anderen öffentlichen Institutionen wie der DFG „einwerben“. Im Grunde ist das nichts anderes als eine zudem kaum kaschierte Selbstbedienung, um nicht zu sagen: inzestuös. So wählen diejenigen, welche die Mittel beantragen, ihrerseits diejenigen, die maßgeblich über deren Vergabe und über die Ergebnisse der subventionierten Forschung befinden.

Kein Wunder, dass es im Bereich der so genannten Schwerpunktprogramme und Sonderforschungsbereiche der DFG zu absonderlichen Entwicklungen und erheblichem Wildwuchs gekommen ist. Zu ihnen gehört die massenhafte Produktion von promovierten, nicht selten auch habilitierten Spezialisten, die auf dem akademischen Markt allenfalls marginale Chancen haben, vom freien Markt gar nicht zu reden. Der Grund für den Wildwuchs ist leicht ausgemacht: Einer Institution wie der DFG fehlen die Möglichkeiten, die Mittel und wohl auch der Wille, überzeugende Ergebnisse jahre- oder jahrzehntelang subventionierter Forschung einzuklagen und das Scheitern beziehungsweise Versagen zu sanktionieren.

So hat zum Beispiel der Sonderforschungsbereich 164 „Vergleichende geschichtliche Städteforschung“ von 1976 bis 1986 zwar insgesamt 60 Wissenschaftlern Arbeit und Brot, einer Reihe von ihnen schließlich eine unkündbare Stelle verschafft und eine Flut von mehr als 700 Publikationen, darunter auffallend viele mit einem Umfang von einer bis fünf Seiten, hervorgebracht. Aber ein Bericht, der die Ergebnisse der höchst heterogenen Forschungen zusammenfasst und die Frage nach der Relevanz des Großunternehmens für die politischen, wirtschaftlichen, gesellschaftlichen oder kulturellen Probleme der Gegenwart beantwortet oder auch nur stellt, ließ sich „wegen personeller und sachlicher Schwierigkeiten“ nicht realisieren. Das ist im Bereich der Geisteswissenschaften nicht etwa die Ausnahme, sondern die Regel.

Dass auf dem freien Markt eingeworbene Gelder so sorg- und ergebnislos verwandt werden könnten, ist unwahrscheinlich. Aber nicht nur deshalb sollte sich die Wissenschaft den Gesetzen dieses Marktes stellen: Wenn die Universität von ihren Studenten Gebühren in beträchtlicher Höhe verlangt, muss sie dokumentieren, dass sie ihrerseits in der Lage ist, entsprechende Gelder einzutreiben, und zwar im freien Wettbewerb. Das gilt auch für die Geisteswissenschaften, und dort grundsätzlich für alle Fächer. Das dem überkommenen Elfenbeinturmdasein entstammende Argument, solch schnödes Anbieten an den Mammon sei mit dem Selbstverständnis geisteswissenschaftlichen Tuns nicht vereinbar oder mit dem Profil des Faches nicht zu leisten, ist im günstigsten Falle weltfremd, in aller Regel aber Ausdruck mangelnder Phantasie oder fehlender Energie.

Eben dieser Phantasie und Energie bedarf es aber, wenn sich die Geistes- und Sozialwissenschaften im Wettbewerb mit den Natur-, den Lebens- und den Ingenieurwissenschaften behaupten wollen. Natürlich haben diese beim Kampf um die öffentlichen wie die privaten Ressourcen die besseren Chancen, jedenfalls auf den ersten Blick: Wer wollte die Notwendigkeit umfassender medizinischer Grundlagenforschung infrage stellen? Wer wollte der Perfektionierung von Mitteln und Methoden der Energiesuche und -gewinnung einen hinteren Platz in der Priorität-

tenskala zuweisen? Wer wollte der Konjunktur, der sich die Umwelt- und namentlich die Klimaforschung erfreut, ein rasches Ende wünschen?

Kein Wunder, dass sich die Geistes- und Sozialwissenschaften an dieser Front einmal mehr in der Defensive und damit in einer Situation befinden, die ihnen seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert vertraut ist. Dabei ist das nur die eine Seite der Medaille. Auf der anderen tut sich für die Geisteswissenschaften ein riesiges Betätigungsfeld auf: Der Kollaps der alten Weltordnung hat in vielen Bereichen der politischen und wirtschaftlichen, der gesellschaftlichen und kulturellen Landschaft, aber auch der kollektiven wie der individuellen Seelenwelt ein Trümmerfeld hinterlassen, in dem die direkten wie die verdeckten Rufe nach Orientierung nicht zu überhören sind.

Das sind die Zeiten, in denen die Geisteswissenschaften Hochkonjunktur haben – wenn sie ihre Chance zu nutzen verstehen. Die Naturwissenschaften, die Medizin und die Technik jedenfalls tun sich mit Antworten auf die großen Fragen der Gegenwart und der Zukunft traditionell eher schwer, so sie diese überhaupt in einer Form anzubieten vermögen, die verstehbar, verständlich und plausibel ist. Sinnstiftung war und ist nun einmal das Geschäft der Geisteswissenschaften. Selbstredend schließt das die kritische Auseinandersetzung mit den gegebenen Verhältnissen ein.

Wenn man sich diese großen Fragen der Zeit anschaut, um die es heute geht, wird übrigens auch nachvollziehbar, warum viele Vertreter der „Geisteswissenschaften“, als sie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nach einem gemeinsamen Nenner Ausschau zu halten begannen, eher unter der Flagge der „Kulturwissenschaften“ oder der „historischen Disziplinen“ segeln wollten. Stand die Kultur für den Gesamtkomplex des gesellschaftlichen Gefüges und damit für den eigentlichen Gegenstand geisteswissenschaftlichen Forschens, so bildete das Wissen um die in ständigem Umbau befindlichen Fundamente, auf denen das Ganze ruht, die entscheidende Voraussetzung für substantielle Fortschritte kulturwissenschaftlicher Erkenntnis.

So war es damals, und so ist es heute. Der historisch geschulte Blick auf die zeitgenössischen Entwicklungen führt zu dem Schluss, dass wir uns in einer Zeit befinden, die es durchaus mit den großen Epochen tief greifender Umbrüche und Verwerfungen aufnehmen kann. Ganz ähnlich wie an den Wenden vom 18. zum 19. und vom 19. zum 20. Jahrhundert durchlebt die Welt, von der jetzt alle sagen, dass sie in ein neues Zeitalter, das Zeitalter der Globalisierung, eingetreten sei, einen Prozess revolutionärer Mutation. Wie am Ende des 18. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts vermag niemand zuverlässig zu sagen, welche Folgen er zeitigen und wo er enden wird.

Hinter dem Schlagwort der Globalisierung steckt eine komplexe, dynamische Entwicklung, die sich keineswegs auf die Wirtschaft beschränkt. Der Zusammenbruch der alten Weltordnung hat ja nicht zuletzt zum Kollaps der starren Ordnung des Kalten Krieges und mit ihr zur Überwindung der Grenzen aller Art geführt. Für viele bringt dieser revolutionäre Vorgang neue, bislang nicht gekannte Freiheiten – nicht zuletzt für jene Staaten und Völker der so genannten Dritten Welt, deren Zukunft sich in der Epoche des Ost-West-Gegensatzes über die mehr oder weniger bedingungslose Anpassung an den einen oder anderen Block definierte.

Für die industrialisierten Staaten der westlichen Welt brachte dieses System des Kalten Krieges deutlich mehr Vor- als Nachteile. Denn seine künstlichen Barrieren hielten Ungemach aller Art von dieser Wohlstandssphäre fern. Damit war es Anfang der neunziger Jahre gleichsam über Nacht vorbei, wenn es auch noch einige Zeit, ein Jahrzehnt etwa, dauerte, bis man das hier wahrhaben konnte oder wollte. Jetzt wird erkennbar, dass die lange Zeit unterdrückten, vernachlässigten oder vergessenen Völker, Staaten und Regionen der Welt ihrerseits nach vorne drängen –

als Wettbewerber auf den Märkten der Welt, als Anbieter kostengünstiger Arbeitskräfte und Produktionsbedingungen, als Konkurrenten beim Wettlauf um die knapper werdenden natürlichen Ressourcen des Globus, als Beschleuniger und Verstärker der globalen Umweltzerstörung, als Schauplatz oder Initiator bislang nicht gekannter Arten der Kriegführung und der Vernichtung oder auch – und nicht zuletzt aus diesen Gründen – als Ausgangspunkt von Migrationswellen bislang nicht bekannter Dimension und Intensität.

Eine Welt ohne Grenzen ist eben nicht, jedenfalls nicht per se, eine sicherere Welt. In jedem Falle ist sie eine Welt zusehends verloren gegangener oder verloren gehender Orientierung – obgleich oder eben weil Informationen aller Art grenzenlos, pausenlos und ohne Zeitverlust zur Verfügung stehen. In Situationen wie dieser gehört das Wissen um die Herkunft zu den wenigen Möglichkeiten zuverlässiger Ortsbestimmung. Die Krise der Zeit ist die Stunde der Geisteswissenschaften. Auch und vor allem der Geschichtswissenschaft.

Deshalb, aber auch weil ich dieses Fach vertrete und für andere Disziplinen allenfalls mit eingeschränkter Kompetenz sprechen könnte, will ich am Beispiel meines Faches, der Zeitgeschichte, den Auftrag erläutern, den die Geisteswissenschaften in der modernen Welt zu erfüllen haben, wenn sie ihre subventionierte Existenz namentlich als universitäre Institution – in Zukunft und für das breite Publikum – legitimieren wollen. Über die Aufgaben zu sprechen heißt – hier und heute – vor allem von den zahlreichen Möglichkeiten zu reden, die uns als Dienstleister bei ihrer Erfüllung zur Verfügung stehen.

III.

Niemand ist ohne Geschichte. Wir kapitalisieren diese Geschichte. Geschichte ist nämlich immer auch ein Kapital: Indem wir die Geschichte von Individuen, Gemeinschaften oder Institutionen erforschen, aufarbeiten und in der ein oder anderen Form aufbereiten, machen wir sie für diese handhabbar und nutzbar. Das ist eine bewährte, zudem sehr populäre Form der Selbstvergewisserung. Dass sie in diesen Zeiten allgemeinen Umbruchs und verbreiteter Orientierungslosigkeit besonders nachgefragt wird, ist eben kein Zufall.

Dieses Bedürfnis und die in ihm gründende Konjunktur der Geschichtswissenschaft ist zugleich eine Verpflichtung. Wer geschichtliche Zusammenhänge erforscht, muss auch die Frage stellen, welche Aussagekraft diese für unsere Gegenwart haben und für unsere Zukunft haben könnten. Die Frage birgt Risiken; die Antworten erst recht. Und dennoch gilt: Wer die Frage nicht stellt oder sich um die Antwort drückt, hat seine Aufgabe verfehlt und seine Legitimation verspielt – jedenfalls dann, wenn er in einer öffentlich getragenen Institution arbeitet. Das gilt im Übrigen nicht nur für die Zeitgeschichte. Es gilt – ohne Wenn und Aber – für alle unter dem Dach der Geisteswissenschaften versammelten Fächer. Zu den Pflichten ihrer Vertreter zählt auch, dass sie der Allgemeinheit die Ergebnisse ihres Forschens zugänglich machen – regelmäßig, überzeugend und verständlich. Die Möglichkeiten, das zu tun, sind vielfältig und reizvoll.

Zu ihnen zählt – erstens – die Lehre. Es ist wohl wahr, dass die neuen, auf das schnelle Durchschleusen von Massen angelegten Studiengänge die Entfaltungsmöglichkeiten aller Beteiligten stark einschränken, selbstverständlich auch der Lehrenden. Auch ist in Rechnung zu stellen, dass sich die Zusammensetzung des Auditoriums im Lauf der Jahre stark gewandelt hat. Neben der

eigentlichen Studentenschaft finden sich in zeitgeschichtlichen Vorlesungen, um von diesen zu sprechen, in immer größerer Zahl interessierte Gasthörer ein.

Diese Entwicklung ist willkommen und durchaus als Kompliment an das Fach und seine Vertreter zu verstehen, stellt diese aber gleichzeitig vor bislang so nicht bekannte Herausforderungen. Einem so zusammengesetzten Auditorium in gedrängter Zeit ein komplexes und kompliziertes Thema so zu präsentieren, dass die Hörer am Ende der Veranstaltung auch einen Gewinn für das Verständnis ihrer Zeit verbuchen können, ist eine Aufgabe, der ein Dienstleister gewachsen sein muss.

Das gilt – zweitens – auch für Veröffentlichungen aller Art. Natürlich muss namentlich der zeitgeschichtliche wie der geisteswissenschaftliche Nachwuchs insgesamt zunächst mit Forschungsleistungen im engeren Sinne, also mit Dissertation und Habilitation, ein solides Fundament für die Hochschulkarriere legen. Auch sind alle Hochschullehrer verpflichtet, sich mit ihren Mitteln und Möglichkeiten am Forschungsprozess in ihrem Fach zu beteiligen.

Wer sich allerdings in Zeiten wie diesen, die nach Orientierung und Erklärung rufen, auf sein Forscherdasein beschränkt, wer nicht mehr oder minder regelmäßig die Ergebnisse seiner Forschungen in einer Form präsentiert, die von einer breiten, interessierten Öffentlichkeit wahrgenommen werden kann, wird seinem Auftrag als Dienstleister nicht gerecht. Ein deutscher Hochschullehrer mit seinen überschaubaren Lehr-, Prüfungs- und Verwaltungsverpflichtungen muss in der Lage sein, in nicht minder überschaubaren Abständen Monographien vorzulegen, die besagten Anforderungen genügen.

Vergleichbares gilt – drittens – auch für die Präsenz in den Medien. Natürlich rede ich nicht der Teilnahme am leeren Geschwätz des Boulevards oder des Feuilletons das Wort. Auch bin ich überzeugt, dass sich ein seriöser Vertreter seines Faches nicht zu allem und jedem äußern sollte. Vielmehr gilt auch hier, dass der Schuster bei seinem Leisten bleiben sollte. Dennoch gehört die Arbeit in und mit den Print- wie den elektronischen Medien zu den Aufgaben nicht nur des Zeithistorikers. Denn sie bieten Foren, auf denen man die Ergebnisse der eigenen, in aller Regel durch die Öffentlichkeit ermöglichten Arbeit nicht nur einem breiten, sondern gelegentlich auch einem Publikum vorstellen kann, das mit anderen, klassischen Mitteln wie dem Buch nicht zu erreichen ist. Vor allem aber bietet die Arbeit in und mit den Medien die Chance, direkt und vernehmlich an der Debatte über jene politischen, wirtschaftlichen oder kulturellen Themen teilzunehmen, die dem Land unter den Nägeln brennen. Ich denke dabei, um Beispiele aus der eigenen Arbeit zu nehmen, an die Diskussionen um Deutschlands außen- und sicherheitspolitisches Profil seit dem Zusammenbruch der alten Weltordnung oder an die jüngst aufgekommene Debatte über die Bedeutung familiengeführter Unternehmen für die Entwicklung der deutschen Wirtschaft und Gesellschaft.

Man mag es bedauern; man mag es beklagen; man mag es verdammten. Ändern kann man es nicht: Wer nicht auf die eine oder andere Weise in den Medien präsent ist, existiert nicht; und wer nicht existiert, wird auf dem freien Markt wenig Chancen haben; und wer auf dem freien Markt wenig Chancen hat, bleibt auf die öffentliche Hand angewiesen. Das hatten wir schon.

Allerdings sollten wir uns nichts vormachen: Wenn es um die Präsenz in den Medien geht, haben die Geisteswissenschaften keinen leichten Stand. Die Konkurrenz ist hart. Immerhin treten wir gegen Gesundheitsmagazine und Naturreportagen, Dokumentationen des technischen Fortschritts und Ratgeber in juristischen oder wirtschaftlichen Dingen an. Und dennoch hat gerade die Geschichte – um bei ihr zu bleiben – eine gute Chance. Historische Dokumentatio-

nen aller Art, die klassische Ausstellung eingeschlossen, haben Konjunktur. Offensichtlich suchen und finden die Zeitgenossen hier auch Antworten oder doch jedenfalls Anhaltspunkte für Antworten auf die drängenden Fragen unserer Zeit. In jedem Falle finden sie es faszinierend zu sehen, wie Staaten, Gesellschaften oder Individuen auch in früheren Zeiten oder anderen Kulturräumen gute und schlechte, triste und glanzvolle Zeiten durchlebt haben.

Und natürlich können sich auch die Macher solcher Dokumentationen nicht der Faszination dieses Mediums entziehen. Jedenfalls haben meine Mitarbeiter und ich bei der konzeptionellen und beratenden Mitwirkung an einer Reihe von Fernsehdokumentationen für öffentliche und private Rundfunkanstalten oder auch an großen Ausstellungen wie dem Dokumentationszentrum auf dem ehemaligen Reichsparteitagsgelände in Nürnberg stets das Gefühl gehabt, auch unserer eigenen Arbeit und damit unseren Studenten und Hörern neue Horizonte zu erschließen. Überrascht hat mich das nicht, weil ich immer schon der Überzeugung war, dass nicht nur der Kunde, sondern auch der Dienstleister selbst von seiner Arbeit profitiert – sofern er den eigenen wie den begründeten Ansprüchen und Erwartungen des Kunden, zum Beispiel der Studenschaft, genügt.

Das ist natürlich leichter gesagt als getan, und als Faustregel gilt: Je leichter, je perfekter die Dinge von der Hand zu gehen scheinen, umso härter und intensiver ist die investierte Energie. Geisteswissenschaften sind und bleiben Kärrnerarbeit; Zeitgeschichte, um bei ihr zu bleiben, ist – viertens – immer auch Arbeit mit Quellen aller Art, allen voran mit und in Akten, und zwar in Bergen von Akten. Das ist zum Beispiel im Falle des Aktenbestandes einer Behörde, aufs Ganze gesehen, ein mühsames Geschäft. Aber es gehört zum Kerngeschäft des Historikers und es ist namentlich dann, wenn die Quellen für den Zweck einer Edition gesichtet und aufbereitet werden, eine Dienstleistung ersten Ranges.

So zum Beispiel im Falle der Akten des Auswärtigen Amtes und des Nachlasses von Willy Brandt, für die ich sprechen kann. Bei den „Akten zur Auswärtigen Politik der Bundesrepublik Deutschland“, die wir zu dritt im Auftrag des Auswärtigen Amtes für das Institut für Zeitgeschichte herausgeben, geht es zum einen um die Traditionssicherung dieses Ministeriums. Zum anderen aber und vor allem sollen die im Jahresrhythmus erscheinenden Bände die Mitarbeiter des Amtes wie die Öffentlichkeit ins Bild setzen, auf welchen Grundlagen die deutsche Außen- und Sicherheitspolitik der Gegenwart ruht und aufbaut. So gesehen ist auch diese Arbeit ein Beitrag zum Verständnis und zur Bewältigung einer unübersichtlichen Gegenwart.

Vergleichbares gilt für die „Berliner Ausgabe“ des Nachlasses von Willy Brandt. Sie erfolgt im Auftrag der überparteilichen Bundeskanzler-Willy-Brandt-Stiftung, die 1994 durch den Deutschen Bundestag ins Leben gerufen worden ist, und die – so der Text des entsprechenden Gesetzes – den Auftrag hat, „das Andenken an das Wirken Willy Brandts für Freiheit, Frieden und Einheit des deutschen Volkes und die Sicherung der Demokratie für Europa und die Dritte Welt, die Vereinigung Europas und für die Verständigung und Versöhnung unter den Völkern sowie für den Nord-Süd-Dialog zu wahren und so einen Beitrag zum Verständnis der Geschichte des 20. Jahrhunderts und der Entwicklung der Bundesrepublik Deutschland zu leisten“. Umfassender kann man einen Auftrag an die Geisteswissenschaften, in diesem Falle namentlich an die Zeitgeschichte, kaum formulieren.

Womit wir schließlich an einem sensiblen Punkt angelangt wären: Wissenschaft lebt von Aufträgen. In Aufträgen dokumentiert sich Nachfrage. Eine Institution oder Person, nach deren Leistungen keine Nachfrage besteht, hat geschäftlich beziehungsweise beruflich keine Legitima-

tion und wenig Zukunft. Das gilt jedenfalls für das Wirtschaftsleben. Im öffentlichen Leben stellt sich die Lage – zumindest in weiten Bereichen des Wissenschaftsbetriebs – anders dar. Staatliche Alimentierung ersetzt die marktgesteuerte Nachfrage. Das ist nicht gesund, führt zu degenerativen Erscheinungen und ist dringend korrekturbedürftig.

Wer sich mit dem, was er als Forscher denkt und tut, nicht grundsätzlich auch auf dem freien Markt positionieren kann, muss sich die Frage nach der Legitimation seines Tuns und damit nach der Berechtigung seiner Alimentierung durch die öffentliche Hand gefallen lassen. Natürlich gibt es von Fach zu Fach zum Teil beträchtliche Unterschiede, haben es einige unter den obwaltenden Umständen leichter als andere, und selbstverständlich bleiben der Lehr- und Prüfungsbetrieb wie die Lehrerausbildung, jedenfalls auf absehbare Zeit, eine staatliche Angelegenheit. Aber grundsätzlich gilt das Gesagte für alle Wissenschaften, auch für die Geisteswissenschaften und allemal für die Zeitgeschichte.

Die Akquisition von Aufträgen und damit die Eigenfinanzierung jedenfalls eines Teils des Forschungsbetriebes ist mithin nicht nur – fünftens – eine weitere Möglichkeit, die den Geisteswissenschaften heute offen steht, es ist auch eine ihrer vornehmsten Aufgaben. Das häufig zu hörende Argument, solche Aufträge gefährdeten die Unabhängigkeit der Forschung, ist nur insoweit interessant, als es in aller Regel einiges über die entsprechenden Anstrengungen und Erfolge derer sagt, die es vortragen. Tatsächlich verfängt es nicht.

Die Unabhängigkeit einer wissenschaftlichen Dienstleistung hängt ja nicht vom Auftraggeber, sondern vom Forscher ab. So gesehen ist es gleichgültig, ob ein Auftrag durch eine staatliche Institution wie das Auswärtige Amt oder den Deutschen Bundestag oder durch eine private Einrichtung wie ein Industrieunternehmen erteilt wird. Dass die eine wie die andere mit ihrem Auftrag ein bestimmtes Interesse verfolgen, liegt auf der Hand und ist legitim; dass der Auftragnehmer an seiner Unabhängigkeit interessiert sein muss, um seinen Ruf nicht zu ramponieren und damit einen nächsten Auftrag, von welcher Seite auch immer, zu gefährden, liegt in der Logik dieser Dienstleistung.

Im Übrigen ist die Universität, in deren Gemäuern solche Aufträge ja in aller Regel abgewickelt werden, nach wie vor ein Garant für weitgehende Unabhängigkeit. Die Natur-, Ingenieur- und Lebenswissenschaften können hier auf eine lange, erfolgreiche Tradition zurückblicken. Einiges spricht dafür, dass es den Geisteswissenschaften bald ähnlich ergehen wird, wenn sie denn die Bereitschaft, die Energie und die kreative Phantasie mitbringen, die erstens vorhanden und zweitens mobilisiert werden müssen, wenn sie ihre Leistungen auf dem Markt mit Erfolg anbieten wollen.

Und damit das Ganze nicht wie folgenlose Zukunftsmusik klingt, will ich Ihnen – zum Abschluss und aus eigener Erfahrung – ein Beispiel geben, dass es gehen kann. Meine Mitarbeiter und ich haben in den letzten Jahren auf dem freien Markt Mittel in Millionenhöhe eingeworben. Unsere Quellen sind Industrieunternehmen, allen voran bedeutende familiengeführte Firmen der Region, aber auch Banken und andere Einrichtungen mehr. Die Mittel wurden und werden zweckgebunden vergeben.

Die Aufträge sind unterschiedlich gefasst – in aller Regel recherchieren wir aus diesem oder jenem Anlass die Geschichte der Unternehmen und schreiben sie auf, aber wir sichten und ordnen auch die Unterlagen großer und kleiner Firmen, bauen ihre Archive auf, suchen im In- und Ausland nach Dokumenten und fügen sie in das Firmengedächtnis ein oder wir konzipieren für Unternehmen historische Ausstellungen und filmische Dokumentationen. Mit den Mitteln, die

uns so zur Verfügung stehen, richten wir Stellen für wissenschaftliche Mitarbeiter ein, finanzieren Dissertationsvorhaben oder geben interessierten und engagierten Studenten die Möglichkeit, sich auf diesem Feld umzutun.

Die Universität, die als Vertragspartner firmiert und damit den Auftraggebern unter anderem Rechtssicherheit garantiert, stellt die Infrastruktur zur Verfügung. Ein Beirat, der mit prominenten Vertretern aus den Reihen der Wirtschaft und der Politik, aber auch der Medien und des Ausstellungswesens besetzt ist, steht für die Qualität der Einrichtung. Und damit das Unternehmen, das in dieser Form im deutschsprachigen Raum beispiellos ist, nicht nur als Buchungsnummer in den Akten erscheint, haben wir ihm einen Namen gegeben: Das „Zentrum für Angewandte Geschichte“ demonstriert und dokumentiert, was die Geisteswissenschaften in der modernen Welt leisten können und wohl auch leisten müssen, wenn sie die sich ihnen stellenden Aufgaben ernst nehmen.